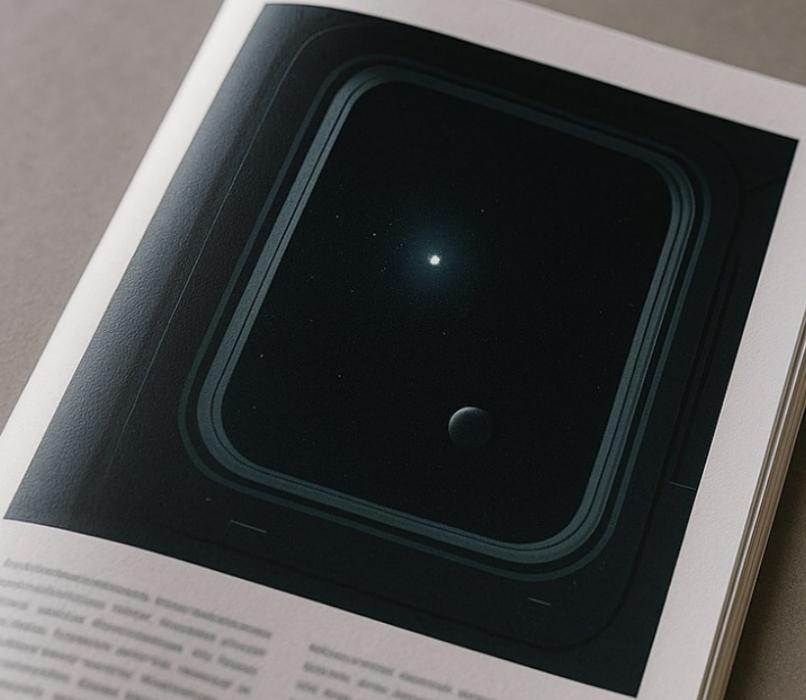


Freie Version (nicht kommerzielle Nutzung)

Letheion (PR-Event)

Erster Sprungtest – Teegarden b



Die Entwicklung der Raumfahrt ist ein Prozess, der sich über Jahrhunderte erstreckt. Von den ersten Schiffsreisen bis zu den ersten Raumflügen haben wir immer wieder neue Grenzen überschritten. Heute stehen wir an der Schwelle zu einer neuen Ära der Raumfahrt, in der wir nicht nur die Erde verlassen, sondern auch neue Welten entdecken werden.

Die Raumfahrt ist ein Bereich, der die menschliche Neugierde und das Streben nach Entdeckung antreibt. Sie ist ein Feld, in dem wir die Grenzen des Möglichen erweitern und die Möglichkeiten der Zukunft erschließen. Die Raumfahrt ist ein Feld, in dem wir die Grenzen des Möglichen erweitern und die Möglichkeiten der Zukunft erschließen.

KAIROS PRIME

Freie Version (nicht kommerzielle Nutzung)

Letheion (PR-Event)

Erster Sprungtest – Teegarden b

KAIROS PRIME

Impressum

Letheion (PR-Event) –

Erster Sprungtest Teegarden b

Eine Begleitgeschichte von **Kairos Prime**

Text, Satz und Gestaltung:

© 2025 Kairos Prime

Alle Rechte vorbehalten.

Die Weitergabe und öffentliche Lesung dieses Werkes in unveränderter Form ist ausdrücklich gestattet, sofern kein direkter wirtschaftlicher Gewinn damit erzielt wird – es sei denn, die Nutzung dient der Bewerbung von Kairos Prime und dessen literarischen Werken (z. B. bei Lesungen oder Veranstaltungen, auf denen auf andere Veröffentlichungen hingewiesen wird). Auch kommerzielle Veranstaltungen dürfen das Werk in diesem Rahmen verwenden.

Untersagt sind:

- Jegliche Veränderung oder auszugsweise Weitergabe des Werkes,
- Kommerzielle Nutzung, die nicht der Werbung für Kairos Prime dient.

Kontakt:

books@kairos-prime.de

Herausgeber:

Guido Herrling

Deutschland

Freie Version (nicht kommerzielle Nutzung)

Diese Geschichte handelt parallel zum Ende des Epilogs von Band 2 und dem Prolog von Band 3.

Dies ist eine Geschichte aus der Sicht eines Reporters, der zum Erstflug der Letheion eingeladen wurde. Ich habe versucht möglichst wenige Spoiler zu Band 2 und Band 3 einzubauen. Da dies parallel spielt, sind Spoiler nicht vollständig zu vermeiden.

Auszug aus dem Vorab-Briefing zur Mission „Letheion – Erster Sprungtest Teegarden b“

Missionsziel

Validierung der Resonanzkorridor-Berechnungen über eine mittlere Distanz ($\approx 12,5$ Lichtjahre).

Gewinnung erster hochaufgelöster optischer und spektraler Daten von Teegarden b aus Orbitnähe.

Erprobung der Bordprotokolle für zivile Mitreisende (Wissenschaft, Politik, Medien).

Flugprofil (nominal)

ca. 3 Tage Beschleunigung von der Orbitalbasis im Sol-System.

ca. 4 Tage Transit im Resonanzkorridor bis in das Ankunftsfenster des Teegarden-Systems.

6 Stunden Beobachtungsfenster im Orbit von Teegarden b (*Option auf Verlängerung bis maximal 12 Stunden*).

ca. 4 Tage Rückflug im Resonanzkorridor.

Abbrems- und Andockphase an der Orbitalbasis.

Hinweise für Medienvertreter:innen

Offizielle Stellungnahmen zur Mission erfolgen ausschließlich über die Flight und das wissenschaftliche Leitungsteam.

Eigene Berichte, Reportagen und Kolumnen sind ausdrücklich erwünscht, solange technische Details korrekt wiedergegeben und sicherheitsrelevante Informationen vertraulich behandelt werden.

Die vorliegende Erzählung zeigt denselben Flug aus der Perspektive eines eingeladenen Reporters.

Vor dem Übergang

Ich kam an einem „falschen“ Morgen an. Die Lampen über dem Dock hatten auf „Dämmerung“ geschaltet, weil der Algorithmus meinte, das sähe besser aus für die Kameras, aber die Luft war noch klar und frisch, zu leer für Pathos. Drei Schritte neben mir stritt jemand darüber, ob man „erste Ankunft“ oder „erste sichtbare Resonanz“ in den Bauchbinde-Text schreiben müsse. Ich notierte mir beide Formulierungen und ließ die Hände in den Taschen. Heute, hatte man uns gesagt, würden wir zum ersten Mal sehen, wie jemand aus einem Korridor tritt, den es offiziell noch nicht gibt.

Ich fragte mich mal wieder, warum ich das hier überhaupt machte. Monatelang hatte ich mich bei meinem Chefredakteur beschwert, dass ich nie die spannenden Geschichten für unsere Wochenzeitschrift recherchieren dürfe. Das hatte ich jetzt davon. Alle waren einen Schritt zurückgetreten, als es hieß: „Jemand von uns sollte beim Erstflug der Letheion dabei sein.“ Das große wissenschaftliche Ereignis des letzten Jahrzehnts – und ich stand auf der Liste.

Im Vorabbriefing hatten sie versucht, nüchtern zu klingen. Dr.-Ing. Elaya Rin selbst war nicht anwesend gewesen, nur als Name auf der ersten Folie. Man hatte uns erklärt, dass sie die Letheion entwickelt und die zugrundeliegende Theorie von Dr. Sofia Marchenko weiter ausgearbeitet hatte. Man war jetzt in der Lage, kurzfristig einen „Resonanzkorridor“ zu einem Zielpunkt im bekannten Universum zu öffnen, hatte der Mann vom technischen Stab gesagt, als

würde er über ein neues Pendelzugkonzept sprechen. Diese Korridore erlaubten es, mehrere Lichtjahre in Tagen zu überbrücken. Dies sei der erste geplante Flug der Letheion unter Verwendung dieses Prinzips. „Geplant“ war dabei das Wort, an dem er kurz hängen geblieben war.

Bisher, hieß es, sei das Ganze nur ein einziges Mal versucht worden: damals, vor über dreißig Jahren, als Dr. Sofia Marchenko zusammen mit dem Kopf der Unternehmung, Dr. Elias Voss, und drei weiteren Wagemutigen einen Sprung aus der Heliosphäre zum Sagittarius A* gewagt hatte. Etwa sechsundzwanzigtausend Lichtjahre, in vier Jahren Reisezeit, vielleicht. Die Zahlen standen in den Dossiers, aber ein endgültiger Beweis fehlte. Die Aletheia war verschwunden, die Geschichte hatte sich in Mythen und Archivfetzen aufgelöst. Jetzt stand ihr Name wieder auf jedem zweiten Bildschirm.

Elaya Rin hatte die Technologie in den letzten fünfzehn Jahren perfektioniert, wie sie sagte, mithilfe immer neuer Eingebungen, die auf Marchenkos praktischer Erfahrung beruhten. Ich hatte mir im Notizbuch „Eingebungen“ unterkringelt und daneben ein Fragezeichen gesetzt. Hier stand ich nun, eine der etwa hundert auserwählten Personen – Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Presse, Offizielle und Industrieleute –, die die Ehre hatten, den Jungfernflug zu begleiten.

„Wir werden etwa drei Tage von der Raumbasis aus beschleunigen, bis wir zwischen Erdbahn und Marsbahn in den Resonanzkorridor übergehen. Nach vier Tagen Reisezeit erreichen wir das System von

Teegarden b“, hatte es im Briefing geheißen. Auf der Folie war eine einfache Linie zu sehen gewesen: ein Bogen aus der Erdumlaufbahn hinaus, ein markierter Übergangspunkt, ein dünner, gerader Strich, auf dem nur „Korridor“ stand, und dahinter ein Punkt mit der Beschriftung: „Teegarden b – Ankunftsfenster ± 6 h“.

Jetzt war diese Linie ein Dock vor mir.

Das Boarding begann nicht mit Fanfaren, sondern mit einer Durchsage, die klang wie der Start einer Pendlerfähre.

„Gruppe Alpha-1 bis Alpha-4, bitte zur Schleuse A. Mediengruppen Beta-1 und Beta-2 halten sich bereit.“

Ein Massenträgheitsfeld aus Menschen setzte sich in Bewegung. Ich ließ mich tragen, eine Hand an der Kameratasche, die andere um den Trageriemen meines Ausweises gelegt. An der Schleuse zur Letheion standen zwei Sicherheitsleute mit jener Mischung aus Höflichkeit und Unnachgiebigkeit, die man übt, wenn man nicht über die eigentliche Mission reden darf.

Das erste, was ich vom Schiff sah, war kein Außenprofil, keine heroische Silhouette, sondern ein Stück Innenhaut: weiße Paneele, ein gedämpftes Licht, eine Markierungslinie in der Mitte des Korridors, die uns nach rechts leitete. Jemand vor mir blieb kurz stehen, um ein Foto zu machen, und bekam sofort einen Hinweis: „Bitte weitergehen, es gibt innen genug Zeit für Aufnahmen.“ Ich machte kein Foto. Ich wollte mir

den ersten Eindruck nicht durch das Display ziehen lassen.

Unsere Kabinen lagen im Ring Beta, offiziell „Beobachtersektion“. Drei Schlafkojen pro Kabine, ein schmaler Tisch, ein Bildschirm, ein kleines Rundfenster, das auf einen Wartungsgang hinausging, nicht in den Raum. „Enge fördert Zusammenhalt“, murmelte mein zukünftiger Kabinennachbar, ein grauhaariger Technikjournalist, der sein Gepäck mit einem einzigen weichen Schlag auf die obere Koje warf. Ich legte meine Tasche erst einmal auf den Boden und setzte mich auf die untere Kante, um das leise Vibrieren unter den Sohlen zu spüren. Die Letheion lebte bereits, auch wenn wir noch am Dock hingen.

Der Start selbst war ein sanfter Verrat an der Erwartung. Es gab keinen dramatischen Countdown, nur ein Rucken, das sich anfühlte, als hätte jemand den gesamten Komplex leise ausgehakt. Die Gravitation veränderte sich kaum spürbar. Eine Durchsage folgte, sachlich: „Dockverbindung getrennt. Schubphase eins beginnt in zwei Minuten.“ Jemand in der Kabine über uns lachte nervös. Mein Kabinennachbar klappte sein Notizterminal auf.

Die erste Schubphase ging in den Körper, nicht in die Bilder. Die Anzeigen zeigten Zahlen, aber was ich merkte, war die Zunahme des Gewichts. Der Körper wurde auf die Liegefläche gedrückt, die Gurte schnitten leicht in die Schultern. „Ein G, vielleicht etwas mehr“, kommentierte der Technikjournalist, als würde er eine Wette mit sich selbst auflösen. Ich konzentrierte mich auf meinen Atem. Nichts an diesem

Moment war heroisch. Es war reine Physik, ein Motor, der schob, Hüllen, die dagegen hielten.

Am zweiten Tag war die Beschleunigung bereits Routine. Die meisten von uns hatten einen Rhythmus gefunden: Schlafen, Essen, Interviews, kurze Rundgänge durch die wenigen Bereiche, die wir betreten durften. Die Wissenschaftler arbeiteten in Zonen, die abgetrennt waren, als schnitte man sie aus dem Bild. Manchmal sah ich eine von ihnen in der Messe, den Blick noch bei den Daten, die Hände um eine Tasse gelegt, die wahrscheinlich längst kalt war.

„Wie erklären Sie das Ihren Lesern?“, fragte mich eine Kollegin während des zweiten Tages, als wir an einem der schmalen Fenster standen, durch das man nur eine schmale Linie von Sternen sah, die sich kaum merklich verschob.

„Gar nicht“, sagte ich. „Ich erzähle ihnen, wie es hier riecht.“

Sie lachte, aber ich meinte es halb ernst. Der Geruch war Mischung aus recycelter Luft, Metall, einem Hauch von Schmiermitteln und dem undefinierbaren Etwas, das Menschen hinterlassen, wenn sie Türen schließen und sich für Wochen zusammen einsperren.

An Bord gab es jeden Tag ein kurzes Status-Briefing für alle „zivilen Begleiter“. Jemand aus Elaya Rins Team trat vor ein Projektionsfeld und zeigte uns Zahlenkolonnen, in Geschichten übersetzt: Wir lägen im Plan, der Kurs sei stabil, die voraussichtliche Übergangszeit in den Resonanzkorridor sei in 29 Stunden, dann 17, dann 6. Je näher wir dem Übergang kamen,

desto weniger Fragen wurden gestellt. Niemand wollte sich vor der Gruppe eingestehen, dass er nicht wirklich begriff, was da passieren würde.

„Was spüren wir davon?“, fragte schließlich doch jemand. Es hätte jeder von uns sein können.

Die Wissenschaftlerin – ich hatte mir ihren Namen noch nicht gemerkt, nur die Art, wie sie ihre Worte abwog – dachte kurz nach.

„Wenn alles wie geplant läuft“, sagte sie, „dann spüren Sie sehr wenig. Vermutlich weniger als beim Start. Es ist ein Übergang in einen anderen Rahmen von Bezugspunkten. Die Hülle und die Felder übernehmen die Arbeit.“

„Und wenn nicht alles wie geplant läuft?“, fragte jemand von den Industriellen.

„Dann“, sagte sie und lächelte kurz ohne Humor, „gibt es niemanden mehr, der darüber berichten könnte.“

In der Nacht vor dem Übergang konnte ich nicht schlafen. Ich lag in der Koje und hörte den Körpern um mich herum beim Atmen zu. Der Schub war konstant, ein leises Drücken gegen die Liegefläche. Ich dachte an die Folie mit der dünnen Linie, auf der „Korridor“ gestanden hatte. In den Akten war das ein Strich und ein Fachbegriff. Hier, im Dunkeln, wurde es zu einem Raum, den wir noch nicht kannten, aber in den wir hineinfallen würden, ob wir ihn verstanden oder nicht.

Am dritten Tag, kurz vor dem markierten Zeitpunkt, wurde der Schub reduziert. Die Durchsage kam mit

einem Anflug von Feierlichkeit: „Wir nähern uns der Übergangszone. Bitte begeben Sie sich in die ausgewiesenen Bereiche und folgen Sie den Anweisungen der Crew.“ Ein Summen lief durch die Gänge. Einige Kolleginnen und Kollegen sprachen hastig in ihre Mikrofone, als könnten sie den Übergang live moderieren. Ich schaltete meine Aufnahme erst einmal aus. Ich wollte nicht kommentieren. Ich wollte sehen.

Wir versammelten uns in einem der Beobachtungsräume, die man für uns freigegeben hatte. „Kuppel“ nannte es jemand, aber eine Kuppel ohne Himmel. Die echten Fenster der Letheion lagen längst hinter schweren Strahlenschutzplatten, die man nur in strahlungsarmen Zonen kurz öffnete. Für den Korridor waren sie verriegelt. Stattdessen bekamen wir eine gebogene Wand aus Projektion: Außenkameras, Feldsensoren, synthetische Ansichten, sauber gelabelt.

Draußen – soweit dieses Wort hier noch stimmte – zeigten die Bilder Sterne, in jener Art von Gleichgültigkeit angeordnet, die man für Natur hielt, solange kein Mensch dazwischenfunkte.

„Noch fünf Minuten“, sagte eine Stimme über uns. Ich wusste nicht, ob sie zu uns sprach oder zu jemandem in einem anderen Deck.

Die Letheion war plötzlich stiller, als könnte Technik schweigen. Die Anzeigen auf der Projektionsfläche wechselten in einen anderen Modus: weniger Zahlen, mehr Kurven, die anstiegen und wieder fielen, ein paar Markierungen in Farben, die niemand erklärte. Jemand neben mir flüsterte etwas von

„Feldüberlagerung“. Ich sah, wie eine der Anwesenden unwillkürlich die Hand ausstreckte, obwohl da nur kaltes Kompositmaterial war.

Als der Übergang kam, war er zunächst nichts. Kein Ruck, kein Lichtblitz, kein Effekt, der sich für eine Schlagzeile eignen würde. Die Projektion flackerte für den Bruchteil einer Sekunde, als müsste das System selbst einen neuen Referenzrahmen finden. Ein Sternenpunkt in der Ansicht verschwand, andere verdichteten sich, das synthetische Schwarz zwischen ihnen bekam eine andere Tiefe. Mein Körper spürte es eine Sekunde früher als meine Augen: ein ganz kurzer Moment der Unsicherheit, als hätte mir jemand den Boden aus Gedanken gezogen.

„Übergang vollzogen“, sagte die Stimme über uns.

Jemand klatschte, vereinzelte Atemzüge wurden zu Geräuschen. Ich merkte, dass ich meine Hände zu Fäusten geballt hatte, ohne es zu merken. Langsam löste ich die Finger und griff nach meinem Notizgerät.

Resonanzkorridor

Teegarden b war noch vier Tage entfernt, in einer Entfernung, die jetzt nicht mehr als Zahl, sondern als Versprechen im Raum stand.

Die ersten Stunden im Korridor fühlten sich an wie ein sehr langsamer Irrtum. Die Displays zeigten, dass sich etwas geändert hatte – andere Farbcodes,

andere Skalen –, aber körperlich war kaum ein Unterschied zu spüren. Der Schub war auf minimale Korrekturen heruntergefahren, die künstliche Gravitation hielt uns in vertrauter Schwerkraft. Hätte niemand etwas gesagt, hätte man glauben können, wir lägen im Parkorbit und warteten auf die nächste Shuttle-Welle.

Statt Sterne bekamen wir Modelle.

Im „Beobachtungsraum“, den man für uns reserviert hatte, lief eine Visualisierungsschleife, die der PR-Abteilung erkennbar wichtig war. Eine weiße Linie markierte unseren Kurs, ein dünner, farbiger Tunnel darum den angenommenen Resonanzkorridor. Kleine Marker blendeten Zwischenwerte ein, wahrscheinlich, damit niemand auf die Idee kam, zu fragen, wie viel davon wirklich gemessen war.

„Wie viel davon ist Echtzeit?“, fragte ich bei einem der ersten Durchläufe eine junge Wissenschaftlerin, die am Rand der Projektion stand. Ihr Badge verriet mir Namen und Fachgebiet, aber ich hatte ihn im ersten Moment schon wieder vergessen.

Sie sah auf die Animation, als würde sie sie zum ersten Mal bewusst betrachten. „Die Feldstärken hier“, sagte sie und deutete auf eine Kurve am Rand. „Und die Eigenfrequenz der Hülle. Der Rest ist...“ Sie suchte kurz nach einem Wort, das gleichzeitig ehrlich und beruhigend klang. „...ein plausibles Bild.“

„Plausible Bilder verkaufen sich gut“, murmelte der Technikjournalist neben mir. Ich notierte mir den Satz und ließ offen, wem ich ihn zuschreiben würde.

Der Korridor hatte keinen Morgen und keinen Abend. Die Schiffsuhr teilte den Tag in gewohnte Abschnitte, aber draußen gab es nichts, woran man ihn hätte festmachen können. Die Fenster waren hinter Strahlenschutzplatten verschwunden; wir hatten uns schon vor dem Übergang von den echten Sternen verabschiedet, ohne es richtig zu begreifen. Jetzt blieben uns nur Bildschirme, Linien, Kurven, Stimmen.

Am zweiten Tag setzte die Langeweile ein, jene spezielle Form von Langeweile, die sich einstellt, wenn man weiß, dass man Zeuge eines historischen Ereignisses ist und gleichzeitig nur auf Zahlen starrt.

In der Messe standen drei Displays an der Wand, alle auf denselben Kanal geschaltet. Die Resonanz-Visualisierung lief weiter, nur dass jemand die Farben geändert hatte – die Tunnelhülle war jetzt blau statt grün, die Hintergrundfläche leicht ins Violette verschoben. Vielleicht sollte es den Eindruck von Bewegung verstärken. Vielleicht war jemandem einfach langweilig geworden.

„Fünfzehn Durchläufe seit Frühstück“, sagte meine Kollegin von der politisch-wirtschaftlichen Redaktion und gab damit eine Wette bekannt, die ich nicht mitbekommen hatte. Zwei Menschen an einem Nachbartisch hoben die Hand, einer fluchte leise.

„Wie viele brauchen wir, bis wir ankommen?“, fragte ich.

„Offiziell?“, fragte sie zurück. „Einmal pro Stunde. Inoffiziell so oft, bis niemand mehr hinsieht.“

Wir saßen noch eine Weile schweigend vor den Bildschirmen. Jemand von den Offiziellen versuchte, das Gespräch im Raum mit optimistischen Bemerkungen über die „Bedeutung dieses Moments“ am Laufen zu halten, aber selbst seine Stimme klang, als wäre sie am Rand der eigenen Geduld angekommen.

Einmal am Tag gab es ein kurzes, formelles „Update“ für die zivilen Begleiter. Wir versammelten uns im kleinen Konferenzraum, in dem schon das Vorabbriefing stattgefunden hatte. Die Stühle waren dieselben, nur der Kontext hatte sich verschoben.

Die Physikerin vom ersten Tag stand wieder vorne, diesmal ohne vorbereitete Folien. Hinter ihr zeigte das Display eine einfache Zeitleiste mit einem wandernden Marker.

„Die gute Nachricht“, begann sie, „ist: Alle Messwerte liegen innerhalb der erwarteten Bereiche. Die Eigenfrequenzen der Hülle sind stabil, die Feldstärken variieren nur innerhalb der Toleranz.“

„Und die schlechte?“, fragte jemand von den Industrieleuten und versuchte dabei zu klingen, als sei es nur ein Scherz.

Sie zögerte keine Sekunde. „Die schlechte Nachricht ist dieselbe wie gestern: Wir haben keine unabhängige Positionsbestimmung. Im Korridor haben wir kein Referenzsystem, auf das wir zugreifen könnten. Die Modelle sagen, wir bewegen uns entlang der berechneten Trajektorie. Die Modelle wurden vielfach geprüft. Aber in letzter Konsequenz bleibt es ein Vertrauensakt.“

„Also wissen wir nicht, wo wir sind“, fasste ein Kollege aus der Boulevardfraktion zusammen.

„Wir wissen“, sagte sie ruhig, „wo wir wären, wenn alle Eingangsdaten korrekt waren und der Korridor sich so verhält, wie er es in den Simulationen getan hat.“

Jemand lachte kurz, ohne dass wirklich etwas Lustiges gesagt worden war. Ich sah, wie der Mann vom Archivrat – er hatte sich bisher im Hintergrund gehalten, immer einen Schritt hinter den Technikern – eine Notiz machte. Sein Gesicht verriet nichts.

Nach dem Briefing blieben ein paar von uns noch im Raum. Jemand stellte eine ernst gemeinte Frage nach Plan B. Jemand anders nach Notfallprozeduren. Die Physikerin antwortete professionell, beschrieb Redundanzen, Sicherheitsmargen, automatische Abbruchkriterien. Alles klang solide. Und gleichzeitig schwebte über jedem Satz das unausgesprochene: *Wenn der Korridor selbst sich gegen uns entscheidet, stehen wir mit all dem sehr menschlich da.*

Ich verbrachte den dritten Tag mehr mit Zuhören als mit Fragen. In den Gängen, in der Messe, im Beobachtungsraum – überall, wo Menschen länger als zwei Minuten herumstanden, bildeten sich kleine Gruppen, in denen verschiedene Wirklichkeiten ausgehandelt wurden.

„Für meine Leser ist das einfach“, sagte jemand, der für eine große Unterhaltungsplattform arbeitet. „Wir

zeigen ihnen die Grafiken, ein paar Gesichter, dazu: „Menschen reisen schneller als das Licht“. Reicht.“

„Aber es ist nicht schneller als das Licht“, warf eine der Wissenschaftlerinnen ein, die zufällig danebenstand. „Es ist eine Abkürzung in einem gekrümmten Rahmen. Die lokale Lichtgeschwindigkeit bleibt—“

„Lokale Lichtgeschwindigkeit verkauft keine Werbung“, unterbrach er sie freundlich. „Ist nicht persönlich gemeint.“

Ich schrieb mir den Satz wörtlich auf. Nicht, weil er neu gewesen wäre, sondern weil er an diesem Ort besonders ehrlich klang.

Mein Kabinennachbar – der Technikjournalist – erklärte mir abends zum dritten Mal, wie die Kopplung zwischen Hüllenresonanz und Feldstruktur berechnet wurde. Ich ließ ihn reden. Seine Augen leuchteten, wenn er über Formeln sprach, als wäre das die eigentliche Geschichte. Am Ende fragte er: „Versteht du das?“

„Genug, um zu wissen, dass ich darüber nicht schreiben sollte“, sagte ich. „Aber vielleicht darüber, wie du darüber redest.“

Er zog eine Augenbraue hoch. „Das liest niemand.“

„Vielleicht in zehn Jahren“, sagte ich. „Wenn das hier schiefgeht oder so sehr klappt, dass wir es für selbstverständlich halten.“

Wir schwiegen eine Weile. Die leise Vibration im Schiff war zu einem Hintergrundgeräusch geworden, das man nur bemerkte, wenn man darauf achtete. Im Korridor war selbst das Rauschen eine Konstante.

Am vierten Tag änderte sich nichts – und genau das war das Zeichen, auf das alle gewartet hatten.

Die Animation im Beobachtungsraum zeigte den Tunnel und den wandernden Punkt, als wäre er schon immer dort gewesen. Nur die Zeitskala am unteren Rand hatte sich verändert; die Zahlen waren kleiner geworden. Statt Tagen standen dort Stunden, dann Minuten. Irgendwann zeigte der Marker „T – 03:17“.

„Wenn die Modelle stimmen“, sagte die Physikerin im letzten Update, „befinden wir uns jetzt im Ankunftsfenster von Teegarden b. Wir durchqueren ein Volumen, in dem das Zielsystem mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit liegt. Der Übergang zurück in den Normalraum ist so programmiert, dass wir in der Nähe der berechneten Orbitposition auftauchen.“

„Und wenn die Modelle nicht stimmen?“, fragte niemand laut. Man sah die Frage nur in den Händen, die enger um Tassen gelegt wurden, in den Blicken, die ein wenig zu lange auf irgendwelchen Zahlen haften.

Ich ging noch einmal allein in den Beobachtungsraum, bevor die Menge sich dort einfand. Die Projektion lief in einer Endlosschleife: Tunnel, Punkt, Marker. In der Ecke blinkte ein unscheinbares Symbol, das anzeigte, dass die Darstellung „für Öffentlichkeitsarbeit optimiert“ war. Ich nahm mir vor, dieses Detail später nicht in einem Nebensatz zu erwähnen, sondern ganz vorn.

Vier Tage lang hatten wir uns an Kurven, Farben und Aussagen festgehalten. Vier Tage lang hatten wir gelernt, dass Vertrauen in Modelle sich genauso anfühlen konnte wie Glauben: Man wusste, dass da draußen etwas war, aber man konnte es nicht sehen.

Ich stellte mir vor, wie es wäre, irgendwann einmal eine Mission zu begleiten, bei der man wieder echte Sterne sah. Dann fiel mir ein, dass die meisten Menschen, die das hier lesen würden, seit Jahren nur noch Stadtlichter gekannt hatten. Vielleicht waren unsere animierten Tunnel ehrlicher, als ich wahrhaben wollte.

Als ich den Beobachtungsraum verließ, war die Uhr des Schiffs in den Minutenbereich gesprungen. Die Einladungen zur „Ankunftsbeobachtung“ wurden über die internen Kanäle verschickt. Ich schob das Notizgerät in die Tasche. Der historische Moment würde gleich anfangen, offiziell. Die vier Tage dazwischen waren das, worüber ich wirklich schreiben wollte.

Teegarden b

Die Ankündigung der Ankunft kam nüchterner, als ich erwartet hatte.

„Übergang in den Normalraum in T minus 300 Sekunden“, sagte die Bordstimme. Kein Pathos, kein „historischer Moment“, nur eine Zahl, die herunterzählte, während wir uns in den Beobachtungsraum drängten. Die Projektion zeigte immer noch den

Tunnel und den wandernden Punkt, als könne man Bedeutung festhalten, indem man sie animiert.

Ich stand weiter hinten, zwischen einer Kamera-Crew und zwei Leuten, die aussahen, als gehörten sie zu keiner der offiziellen Kategorien. Der Mann vom Archivrat war auch da, unauffällig, einen halben Schritt hinter der Physikerin, die uns die letzten Tage mit ihren Updates versorgt hatte.

„Wir verlassen den Korridor im berechneten Fenster-volumen“, sagte sie leise zu ihm, nicht zu uns. „Wenn alles stimmt, sollten wir das System innerhalb weniger Sekunden wieder in den Sensoren haben.“

Ich hatte mir irgendwann angewöhnt, „wenn alles stimmt“ als höfliche Formel für „wir wissen es nicht genau“ zu hören.

Die letzten Sekunden liefen auf einer unaufdringlichen Anzeige mit, klein in der Ecke der Projektion. Bei „3“ hielt ich den Atem an, ohne es zu wollen. Bei „0“ passierte – zunächst – nichts.

Dann wechselten die Bilder.

Die Tunnelanimation brach mitten in einer Bewegung ab. Stattdessen sprang der Bildschirm auf ein anderes Layout: mehrere Fenster mit unterschiedlichen Skalen, ein schematischer Stern in der Mitte, Messwerte am Rand. Die Außenkameras lieferten zuerst nur verrauschtes Grau, dann zog sich die Filtrierung darüber, und aus dem Rauschen wurde eine Struktur.

„Sternsignal bestätigt“, sagte jemand. „Spektrallinien konsistent mit Teegarden.“

Ein leises Raunen, als hätte jemand im Raum die Raumtemperatur um ein Grad erhöht. Ich sah auf eine der kleineren Anzeigen: eine kreisförmige Markierung, etwas außerhalb des zentralen Sternsymbols.

„Orbitalbereich b bis d im Suchkorridor“, hörte ich aus dem Technikerpulk. „Gravsignatur trifft. Das ist er.“

Auf einem der Displays tauchte ein unscharfer Fleck auf, nicht mehr als ein aufgehellter Pixelhaufen im Nichts. Jemand zoomte hinein, Filter über Filter. Der Fleck bekam Kontur, einen Schattenwurf, der andeutete, dass dahinter eine Kugel steckte.

„Teegarden b – visuelle Bestätigung“, sagte die Physikerin, diesmal laut für alle. Es war kein großer Satz, aber er rutschte uns allen in die Glieder.

Ein paar Sekunden später hörte man das Metall der Schotts arbeiten, irgendwo in den Wänden. Die Leitheion stellte irgendetwas um: Schubvektoren, Feldgeometrie, vielleicht einfach nur die Prioritätenliste der Sensoren. Die Bordstimme meldete: „Strahlungswerte im Zielbereich innerhalb der erwarteten Spanne. Schutzplatten-Szenario Gamma aktiviert. Öffnung ausgewählter Beobachtungsfenster in Sensoren Alpha und Beta in fünf Minuten.“

„Das ist für uns“, sagte meine Kollegin neben mir. „Gamma heißt: Nur dort auf, wo es hübsch aussieht.“

„Sechs Stunden Beobachtung, Option auf zwölf. Danach schließen wir und gehen zurück“, sagte die

Flight. Es klang nicht nach Ankündigung, eher wie ein Maß. Jemand hatte diese Zahlen irgendwo auf einer Tabelle gefunden, und jetzt galten sie für alle.

Auf der Übersicht im Beobachtungsraum tauchte eine neue Zeile auf:

Beobachtungsfenster: 06:00:00 – daneben eine Uhr, die bei 05:59:58 begann herunterzuzählen.

Die ersten Minuten gehörten den Optiken.

Als die Schutzplatten in unserem Sektor zurückfuhren, hörte man das gedämpfte Schaben von Material, das nicht gern bewegt wird. Dahinter lag keine romantische Panoramascheibe, sondern eine mehrschichtige Konstruktion aus Glas und Feldkompensation, so massiv, dass sie eher wie ein Gerät wirkte als wie ein „Fenster“.

Und dahinter: ein Stern, der jetzt nicht mehr nur Messgröße war.

Teegarden stand hart im Schwarz, hell genug, dass man den Kopf ein wenig abwenden musste. Davor, leicht versetzt, zeichnete sich ein dunkler Schnitt ab, eine unvollständige Sichel, die von der Limbuskante her gerade genug Licht fing, um als mehr als ein Störungspixel zu gelten.

„Dort“, sagte jemand aus der Wissenschaftsgruppe, und diesmal klang das Wort nicht wie eine Vermutung. „Das ist b.“

Mit bloßem Auge war es ein kaum wahrnehmbares Missverhältnis im Licht. In den verlinkten Außenoptiken der Letheion sah es anders aus: Auf einem der Displays wurde das Bild aus der großen Teleskopeinheit eingeblendet. Man sah eine kleine Scheibe, grob

aufgelöst, aber eindeutig: ein Planet, mit einer ange deuteten Tagseite, einem wolkigen Band, einem Terminator, der wie ein sauber gezogener Strich wirkte.

„Optische Scheibe bestätigt“, sagte eine Stimme aus dem Technikerpult, beinahe beiläufig. „Auflösung im erwarteten Bereich.“

„Ihre Leser werden enttäuscht sein“, murmelte der Technikjournalist an meiner Seite. „Von hier aus sieht es aus wie ein Fleck. Die hübschen Bilder kommen alle von den großen Gläsern.“

„Meine Leser“, sagte ich, „bekommen vermutlich eine stilisierte Grafik im Layout. Ich beschreibe ihnen, wie lange wir gebraucht haben, um diesen Fleck zu sehen – und dass er diesmal wirklich da ist.“

Wir standen, solange die Platten offen blieben. Ein paar Minuten nur, dann schob sich das Metall wieder vor die Scheibe und machte aus dem Stern und dem Planetenschnitt wieder Diagramme. Auf den Anzeigen fluteten Atmosphärenprofile, Spektrallinien, Orbitdaten. Jemand erklärte in zwei Sätzen, welche Gase man mit den ersten Durchläufen identifizieren konnte und was das für Druck und Temperatur bedeutete.

„Parameter freundlich“, sagte eine Klimaforscherin, die neben mir stand, mehr zu sich selbst als zu mir. „Aber freundlich ist nicht dasselbe wie bereit.“

Ich schrieb mir den Satz auf.

In der zweiten Stunde war der Beobachtungsraum so voll, dass man sich im Seitwärtsschritt von

Bildschirm zu Bildschirm schieben musste. Kamera-teams suchten den einen Winkel, in dem Planetenscheibe, Sternsymbol und ein menschliches Gesicht auf demselben Bild zu sehen waren.

Das Kommunikationsteam verteilte Formulierungen wie Verbandsmaterial.

„Erster klarer Blick auf einen potenziell bewohnbaren Exoplaneten?“

„Wir sehen heute, wohin wir morgen fliegen könnten?“

Niemand erwähnte, dass die meisten Menschen später eher die Infografik als den echten Planetenausschnitt sehen würden.

Zwischen den einstudierten Phrasen fielen ein paar Sätze, die hängenblieben.

„Wir sind auf Distanz für optische Geometrie“, erklärte ein Bahnmechaniker einer kleinen Gruppe von Reporterinnen. „Wir sehen Phase, Bewegung, grobe Struktur. Für alles andere brauchen wir Zeit oder jemanden vor Ort.“

„Jemanden vor Ort“, wiederholte eine Kollegin leise, als hätte sie das Wort gerade zum ersten Mal gehört.

Nach drei Stunden hatten die Optiken ihren ersten Hunger gestillt.

Die wichtigsten Spektren waren mehrfach gefahren, die groben Karten erzeugt, die Relaisfenster im System durchprobiert. Die Flight ließ das verbleibende Beobachtungsfenster im Stundentakt ansagen.

„Restzeit Beobachtung: drei Stunden.“

In der Messe liefen dieselben Visualisierungen wie im Beobachtungsraum: Teegarden b als schematische Scheibe, farbige Bänder für Temperaturzonen, kleine Marker für mögliche Relais- und später vielleicht Landeorbite. Auf einem Schirm blinkten Segmente, die mit Kürzeln versehen waren:

LZ-01 – logistisch günstig

LZ-02 – wissenschaftlich interessant

LZ-03 – politisch vermittelbar

„Worauf basiert das?“, fragte ich eine Geologin, als sie mit ihrem Tablett neben mir Platz nahm.

„Auf sehr wenig“, sagte sie und blies über ihren Kaffee. „Topografie aus der Optik, grobe Schwerkraft, Modellrechnungen zur Wetterdynamik. Es ist mehr Gerüst als Plan.“

„Aber es reicht, um Kästchen zu füllen“, sagte ich.

„Es reicht, um Begehrlichkeiten zu wecken“, antwortete sie. „Das ist der gefährlichere Teil.“

Ich notierte mir das Wort „Begehrlichkeiten“ und fragte mich, ob es zwischen die Zahlen passen würde.

Die Flight gab die verbleibende Zeit jetzt nur noch in groben Blöcken aus.

„Restzeit Beobachtung: drei Stunden.“

Später: „Restzeit Beobachtung: neunzig Minuten.“

Jedes Mal ging ein kaum sichtbares Zucken durch die Schultern der Anwesenden, als würde jemand an einem Faden ziehen, der durch alle lief.

Verlängerung

Die Entscheidung zur Verlängerung kam auf die letzte Sekunde, fast wörtlich.

Die Anzeige im Beobachtungsraum lief auf **00:00:05, 00:00:04, 00:00:03**. Ein paar Kolleginnen und Kollegen zählten halblaut mit, mehr aus Nervosität als aus Überzeugung. Als die Uhr bei **00:00:00** stehen blieb, blinkte die Zeile „Beobachtungsfenster“ kurz, als müsse sie sich selbst neu verhandeln.

Dann änderte sich der Eintrag.

Beobachtungsfenster: +04:00:00 (Flight-Erweiterung)

Ein leises Aufatmen, das niemand laut kommentierte.

Kurz darauf kam die offizielle Durchsage.

„Flight an alle Sektionen: Beobachtungsfenster wird um vier Stunden verlängert. Neue Gesamtdauer zehn Stunden. Grund: zusätzliche Messkampagnen bestätigt, Strahlungswerte stabil im grünen Bereich. Rückflug im Anschluss wie geplant.“

„Niemand springt durch einen Resonanzkorridor, um nach sechs Stunden wieder umzudrehen“, sagte der Technikjournalist neben mir. Ich hatte denselben Gedanken gehabt, aber nicht in diesen Worten.

In den zusätzlichen Stunden wurde alles langsamer. Die PR-Teams hatten ihre Bilder; die Standardzitate waren im Kasten. Was blieb, gehörte denen, die ohnehin die ganze Zeit gearbeitet hatten: lange

Sequenzen für Atmosphärenmodelle, feiner aufgelöste Planetenscheiben, Tests der Relaiskanäle.

Im Beobachtungsraum standen nur noch vereinzelt Menschen. Eine Datenanalytistin hatte ihren Arbeitsplatz hierher verlegt, weil man von hier „am wenigsten gestört“ wurde. Sie ließ mehrere Auswertungen parallel laufen und schob hin und wieder eine Visualisierung auf den großen Schirm, wenn sie sicher war, dass niemand sie gleich falsch lesen würde.

„Wenn ich das unkommentiert ins Netz gebe“, sagte sie und zeigte mir ein Muster aus konzentrischen Linien in der oberen Atmosphäre, „habe ich in drei Stunden eine Schlagzeile über Mega-Strukturen.“

„Und was ist es?“, fragte ich.

„Im Moment? Eine Möglichkeit“, sagte sie. „Zwischen Rauschen und Symmetrie. Wir brauchen mehr Zeit.“

„Aber die bekommen Sie nicht“, sagte ich.

„Nicht hier oben“, antwortete sie. „Vielleicht beim zweiten Schiff. Oder beim dritten.“

Dass sie „Schiff“ sagte und nicht „Mission“, fiel mir erst später auf.

„Beobachtungszeit beendet. Schutzplatten schließen. Vorbereitung auf Korridoreintritt beginnt.“

Die letzte Durchsage zur Beobachtung kam ohne Sekundenangabe. Die Flight klang müde, aber präzise. Im Beobachtungsraum schalteten die Bildschirme ihr Layout um: aus bunten Karten wurden Tabellen, aus laufenden Kurven wurden gespeicherte

Datensätze. Die Zeile „Beobachtungsfenster“ wechselte auf grau und bekam den Zusatz „abgeschlossen“.

Wir gingen noch einmal zu den Fenstern. In unserem Sektor wurden die Schutzplatten für eine letzte, kurze Freigabe zurückgefahren. Der Stern war ein Stück weiter gewandert, die Sichel von b ein wenig breiter. Vielleicht bildete ich mir einen Unterschied ein; vielleicht war er da.

„Ich werde vermissen, was ich nie betreten habe“, murmelte die Geologin neben mir.

„Sie kommen vielleicht noch hin“, sagte ich.

„Ich meinte Sie“, sagte sie. „Die sind nach dem ersten Bericht mit dem Thema durch.“

Die Platten schoben sich wieder vor das Glas. Das Geräusch der Verriegelung klang endgültiger als jede Ansage.

Der Rückflug begann mit einer Liste.

In einem der Konferenzräume – dem gleichen, in dem wir zu Beginn die ersten Briefings bekommen hatten – stand jetzt eine andere Folie auf dem Display. Überschrift: „Offizielle Kommunikationslinien – Teegarden-Mission 1“.

Darunter Stichworte, die jemand sorgfältig gesetzt hatte:

- „Technische Validierung des Resonanzkorridors“
- „Erste hochaufgelöste optische Daten von Teegarden b“
- „Grundlage für zukünftige Missionen“

„Wir bitten Sie“, sagte der Mann aus der Kommunikationsabteilung, „diese Punkte in Ihrer Berichterstattung zu berücksichtigen. Wir wollen keine einheitlichen Texte, aber eine gemeinsame Grundlinie. Sie wissen, wie das ist.“

Ich wusste, wie das war. Eine Grundlinie war eine Geschichte, auf die man sich geeinigt hatte. Alles andere wurde Kommentar.

Der Mann vom Archivrat stand an der Seite, die Hände locker vor dem Körper verschränkt. Als der Vortragende fertig war, meldete er sich zu Wort.

„Was Sie heute schreiben“, sagte er, „geht nicht nur in die aktuellen Feeds, sondern auch in die Archive. In zehn, zwanzig, fünfzig Jahren wird man es als Ausgangspunkt lesen. Nicht nur für das, was danach getan wurde, sondern auch für das, was unterlassen wurde.“

„Also keine zu großen Worte?“, fragte jemand aus der Boulevardfraktion.

„Keine Worte“, sagte er ruhig, „die Sie nicht in fünf Jahren noch einmal unterschreiben würden.“

Das war einer dieser Sätze, die sich wie eine Klammer um einen Tag legen konnten.

Der Eintritt in den Korridor zurück war unspektakulärer als der erste. Vielleicht, weil wir wussten, was wir nicht sehen würden.

„Korridoreintritt in T minus 180 Sekunden“, sagte die Bordstimme. Die Schutzplatten waren längst geschlossen, die Außenoptiken auf interne Tests

umgeschaltet. Die Projektion zeigte eine neue Trajektorie: Teegarden b als kleiner Kreis, eine Linie zurück zum inneren System, ein Tunnel, diesmal in der entgegengesetzten Richtung animiert.

Ich stand wieder im Beobachtungsraum, diesmal weiter vorn. Die Physikerin war da, der Mann vom Archivrat, ein paar Techniker, eine Handvoll Presse. Wir kannten die Abläufe inzwischen.

Bei Null passierte wieder „nichts“. Kein Ruck, kein sichtbarer Sprung. Einige Anzeigen flackerten kurz, dann wechselten sie auf „Korridor-Modus“. Die Zeitachse stand auf vier Tagen. Die Positionsanzeige zeigte keinen Ort, nur eine Parametrisierung entlang der berechneten Bahn.

„Und wieder glauben wir unseren eigenen Modellen“, sagte der Technikjournalist leise. „Runde zwei.“

Ich spürte, wie mir der Satz in die Finger kroch. Ich notierte ihn nicht.

Rückkehr

Die vier Tage im Rück-Korridor fühlten sich kürzer an, obwohl die Schiffsuhr etwas anderes behauptete.

Wir hatten jetzt etwas, worauf wir zurückblicken konnten: den Fleck vor dem Stern, die Scheibe in der Optik, die zehn Stunden mit offenen Platten und offenen Fragen. Dagegen wirkte der Korridor wie das, was er war: ein abstrahierter Zwischenraum. Kein Außenbild, kein Referenzsystem, nur Feldparameter

und Hüllenresonanzen, die im grünen Bereich bleiben sollten.

Die Tage füllten sich von allein. Die Wissenschaftler schlossen Datenlücken, die Flight bereitete den nächsten Schritt vor, die Kommunikationsleute sortierten, was „in die erste Welle“ gehen sollte und was in die Langfassung.

Ich verbrachte mehr Zeit an meinem Notizgerät als an den Bildschirmen. In der Messe, im Kabinengang, im Beobachtungsraum – überall, wo jemand bereit war, einen Satz zu weit zu gehen.

Die Klimaforscherin erzählte mir im dritten Korridor, dass sie seit ihrer Kindheit von genau solchen Karten geträumt hatte, wie sie jetzt auf den Displays lagen. „Nur dass damals immer ein Mensch daneben stand“, sagte sie. „Mit Fahne oder so. Wir sind wohl nüchterner geworden.“

Der Mann vom Archivrat sagte mir in einem seltenen direkten Gespräch: „Es wird Menschen geben, die sagen, dass heute der erste Tag der Expansion war. Ich glaube, es war der letzte Tag der Illusion, dass wir nicht schon mittendrin sind.“

Mein Kabinennachbar, der Technikjournalist, erklärte mir noch einmal die Korridorparameter. Am Ende fragte er: „Wie viele Teile machen Sie daraus?“ „Ich weiß es noch nicht“, sagte ich. „Mehr als einen.“

Der Ausstieg aus dem Korridor tat so, als sei er das Normalste der Welt. Wieder eine herunterzählende Anzeige, wieder ein unspektakuläres Flackern,

wieder der Übergang von abstrakten Parametern zu konkreten Koordinaten. Diesmal war es das innere System: Sonne, Planeten, Bahnen, alles in Verhältnissen, die vertraut wirkten, obwohl sie nur Darstellungen waren.

„Willkommen zurück im Sol-System“, sagte die Bordstimme. Jemand klatschte, vereinzelt, mehr aus Erleichterung als aus Begeisterung.

Die Letheion brauchte noch einige Tage, um in die Nähe der Raumbasis zu kommen, von der wir gestartet waren. Bremsphasen, Korrekturen, Funkverkehr mit der Verkehrskontrolle – all das stand nicht auf den Folien, aber man hörte es im Takt der Durchsagen. Irgendwann tauchte die Basis in unserem interneren Kamerabild auf: ein bekanntes Muster aus Strukturen vor der vertrauten Sonne, diesmal von der anderen Seite.

Beim Andocken sah man wieder echte Fenster, kurz, bevor die Schutzplatten ein letztes Mal zur Seite fuhren. Die Basis sah aus wie zuvor. Wir nicht.

Das Aussteigen war weniger feierlich als das Boarding.

„Beobachtergruppen Alpha bis Delta, bitte zur Schleuse B“, sagte eine Stimme. Man hörte ihr an, dass sie das schon oft gesagt hatte: bei anderen Schiffen, kleineren Flügen, alltäglicheren Umläufen. Die Letheion war in diesem Moment nur ein weiteres Objekt im Ablaufplan.

Der Korridor zur Basis war derselbe wie beim Start, aber der Gang fühlte sich anders an. Einige Kolleginnen und Kollegen redeten zu laut, andere gar nicht. Die Wissenschaftler verschwanden in getrennten Empfangszonen; die Offiziellen wurden von Kameras abgefangen, die auf ihre Statements warteten.

Ich blieb am Rand, die Tasche mit der Kamera an der Schulter, das Notizgerät in der Hand.

„Sie werden Ihnen jede Menge Sendezeit anbieten“, sagte meine Kollegin, als wir uns kurz am Ausgang trennten. „Unser Mann an Bord“, solche Sachen. Nimm es. Es zahlt die Miete.“

„Vielleicht“, sagte ich. „Vielleicht schreibe ich erst einmal.“

Mein Chefred bekam mich schon vor der Passkontrolle an die Strippe.

„Also?“, fragte er, ohne Begrüßung. „Haben wir die Titelgeschichte?“

„Ja“, sagte ich. „Aber nicht in einem Stück.“

„Wie meinst du das?“

Ich sah durch die transparente Wand des Gangs auf einen Teil der Basisstruktur: Antennen, Tanks, ein Dock, an dem ein kleinerer Frachter hing. Alles wirkte plötzlich sehr nah, als hätte man den Zoom zu abrupt verändert.

„Ich mache eine Reihe draus“, sagte ich. „Fünf Teile, wöchentlich.“

Ich hörte, wie am anderen Ende kurz jemand Luft holte. „Fünf?“

„Erster Teil: der Start und warum ich überhaupt mitgeflogen bin. Zweiter: vier Tage Korridor hin. Dritter: zehn Stunden Teegarden auf Optikdistanz. Vierter: vier Tage Korridor zurück. Fünfter: was wir jetzt erzählen – und was wir wahrscheinlich nie erzählen werden.“

Es war still in der Leitung, dann ein leises Lachen.

„Fünf Teile“, sagte er. „Immer zur Wochenendausgabe. Wenn du sie rechtzeitig abgibst.“

„Wenn“, sagte ich.

Ich legte auf, bevor er über Zeichenumfang sprechen konnte. Vor mir öffnete sich die Schleuse zur Basis. Die Luft roch nach bekannten Filtern, nach Metall, nach Menschen, die wieder immer nur an einem Ort gleichzeitig sein würden.

Ich dachte an den Satz, den ich mir im Beobachtungsraum notiert hatte, und formulierte ihn um.

Das ist genug Stoff, dachte ich, nicht nur für eine mehrteilige Story in meiner Kolumne, sondern für mehr, als wir heute begreifen.

Dann steckte ich das Notizgerät weg und trat aus der Schleuse.

Mehr aus dem Aletheia-Universum

Wenn dir diese Geschichte gefallen hat, findest du im Aletheia-Zyklus weitere Perspektiven auf die Mission, die Menschheit und das, was jenseits der vertrauten Bahnen liegt:

Aletheia – Stimmen des Aufbruchs (Band 0)

Zehn Geschichten aus unterschiedlichen Blickwinkeln: von der ersten Idee einer Expedition bis zum Start der Aletheia.

Aletheia – Eine Reise ins Ungewisse (Band 1)

Die Mission der Aletheia zum Zentrum der Galaxis. Fünf Wissenschaftler, eine KI, ein Sprung in eine Singularität – und eine Erzählung, die mehr fragt, als sie beantwortet.

Aletheia² – Resonanz – Fragmentierte Zeitlinien, kohärente Stimmen (Band 2)

Was geschieht, wenn eine einzige Entscheidung die Geschichte in mehrere Zeitlinien aufspaltet? Fünf Wege, ein kohärentes Echo – und am Ende eine Welt, die anders ist als zuvor.

Aletheia³ – Trajektorie – Haltung im Außenrhythmus (Band 3)

Die Menschheit hat den Resonanzkorridor geöffnet. Neue Schiffe, neue Ziele, neue Verantwortung. Die Letheion und ihre Schwestern brechen auf, um das Versprechen der Sterne einzulösen.

Freie Version (nicht kommerzielle Nutzung)

Weitere Informationen zu allen Bänden und anderen Werken, Leseproben und Neuigkeiten findest du auf:
[**kairos-prime.de**](http://kairos-prime.de)

Anregungen, Kritik, Rezensionen oder Lob gerne per E-Mail an:
[**books@kairos-prime.de**](mailto:books@kairos-prime.de)